

Vielleicht soll das vierte Kapitel motivieren, sich eine solche geistliche Begleitung zu suchen; inhaltlich wendet es sich eher an Menschen, die selbst in der Berufungspastoral oder in der geistlichen Begleitung tätig sind. Die im zweiten Abschnitt gewählte Form des Interviews zeigt, daß kein systematischer Abriß folgt. Die Deutlichkeit mancher Aussage läßt aufhorchen. Da müssen Ordensleute noch wachsender und ehrlicher werden: Die reine Motivation derer, die einen geistlichen Beruf anstreben, bedarf besonderer Aufmerksamkeit ebenso wie die reine Motivation, jemanden in einen Orden aufzunehmen! Der Autor erinnert zu Recht daran, daß es die Zeugnishaftigkeit des eigenen Lebens und Lebensstils braucht, wenn andere im Ordensberuf eine Antwort auf Gottes Ruf bedenken sollen. Wo Ordensangehörige selbst als wenig authentisch und überzeugt angesehen werden, wird kaum eine Berufung keimen können.

Die Darlegung des Projekts „Haus Manresa“ als Neuansatz in der Berufungspastoral der österreichischen Jesuiten ist ein Kurzlehrbuch für alle, die sich in der Berufungspastoral engagieren wollen. Ohne „innere und strukturelle Erneuerung der Gemeinschaft“ (94) aber kann dieser von der Anlage her selbstlose Dienst am Menschen sich in Wahrung von Eigeninteressen verkehren. Zum Glück findet hier in den Ordensgemeinschaften ein Umdenken statt.

Im fünften Kapitel gibt der Autor ein sehr beredtes und zugleich intimes Zeugnis seiner Erfahrungen mit Gott, anrührend in der Einladung, an selbstbegangenen Wegen in ihrer Schönheit und Bedrückung, ihren Mühen und Freuden Anteil zu nehmen. Darin blüht verborgen die ermutigende Verheißung, daß der Weg der Auseinandersetzung mit der eigenen Berufung sich lohnt, weil Gott immer mehr schenken möchte, als wir uns je erträumen.

So ermutigt der Autor mit der Niederschrift seiner Erfahrungen aus der intensiven, reflektierten und innovativen Tätigkeit in der Berufungspastoral zum sensiblen Umgang mit dem Phänomen „Berufung“, wissend, daß Gott immer noch unzählige Menschen anrührt. *Cosima Kiesner CJ*

KLEINERT, Michael: *Es wächst viel Brot in der Winternacht*. Theologische Grundlinien im Werk von Ida Friederike Görres. Würzburg: Echter 2002. 417 S. (Studien zur systematischen und spirituellen Theologie. 36.) Br. 29,90.

Zu einer Leitfigur von Theologinnen oder streitbaren „Kirchenfrauen“ hat sie es nie gebracht, und selbst ihr berühmterüchtiger „Brief an die Kirche“ von 1946 sagt vielen nichts mehr oder ist bestenfalls nur mehr blasse Erinnerung: Ida Friederike Görres, die Mutmacherin einer Spiritualität der Laien, gilt trotz einer beachtlichen Biographie und Übersetzungen etlicher ihrer Bücher in über ein Dutzend andere Sprachen – auch nach diversen Veranstaltungen und Veröffentlichungen aus Anlaß ihres 100. Geburtstages und 30. Todestages (2001) – nach wie vor als „Insider“-Tip. Um so nachdrücklicher kann (wenn auch verspätet) die vorliegende magistrale Studie empfohlen werden, die auf eine Dissertation an der Universität Wien zurückgeht, aber sehr flüssig geschrieben ist und jede Weitschweifigkeit vermeidet. Es wäre zu begrüßen, würde sie eine Wiederentdeckung der begnadeten Schriftstellerin aus böhmischem Adel mit japanischer Mutter auslösen.

Der literarische, ihrem sieben Auflagen erreichenden Buch „Im Winter wächst das Brot“ entlehnte Titel (vgl. dazu 386f.) erklärt bereits Motive und Methode der sich von Gott zur Schriftstellerin Berufenen. Görres, die autodidaktisch gebildete Theologin und Historikerin, schreibt „als

Laie für Laien“ (vgl. 23–27) stets „bildhaft“, oft in Briefform: „In ihrer Argumentation greift sie auf persönliche oder allgemeinmenschliche Erfahrungen zurück, setzt Bilder ein oder benutzt Vergleiche“, ihre Themen sind deswegen „nicht systematisch in Form klassischer dogmatischer Traktate entwickelt“, sondern als „individuelles Glaubenszeugnis“ (382) angelegt. Wissenschaftliche Präzision oder Spekulation tritt demgegenüber zurück – vielleicht handelte ihr das den Ruf einer „erbaulichen“ (wenn auch unbequemen) Schriftstellerin ein. Ihr Arbeitsideal leitet sie von Novalis ab: „Fragment: den Mut zu einer Wahrheit haben, die noch nicht rundherum abgeschliffen und eingepaßt ist, sondern noch zackig, mit scharfen Kanten und Brüchern, an denen man sich noch schneiden kann – eben ein Bruchstück“ (27).

Die vorliegende Studie hat drei Teile. Der erste Teil präsentiert „Ida Friederike Görres – Person und Werk“ (3–37). Dessen erstes Kapitel umfaßt eine knappe, doch mit detailreichen Anmerkungen versehene biographische Skizze. Das zweite Kapitel wagt einen „Blick hinter die Kulissen – Selbstverständnis und Publikationen“. – Der zweite Teil ist mit „Ida Görres' geistige Welt“ (38–246) überschrieben und gliedert sich in fünf Kapitel: „Das Gottesbild“, „Das Kirchenbild“, „Das Menschenbild“, „Berufung“, „Heilige und Heiligkeit“. – Der dritte Teil lautet „Einzelne Berufungen und Lebensformen“ (247–381) und gliedert sich in sechs Kapitel: „Der Priester“, „Jungfräulichkeit und Zölibat“, „Orden“, „Der Theologe“, „Ehe“, „Der Christ in der Welt“. – „Abschließende Bemerkungen“ (382–387) bieten ein Resümee der Untersuchung, die mit einem umfangreichen Literaturverzeichnis abschließt.

Es fasziniert, anhand von gut ausgewählten Texten mitzuverfolgen, wie Görres um Kirchlichkeit wirbt, ohne einem Klerikalismus zu verfallen; wie sie Heilige von frommen Übermalungen befreit und als exemplarische Vorbilder darstellt; wie sie den Anspruch einzelner Lebensformen bedenkt, ohne dabei Schwächen auszuklammern, „heiße Eisen“ wie die Frage von Frauen als Priesterinnen (vgl. 259–263) zu umgehen oder Schwierigkeiten zu tabuisieren; wie sie Christen in die Pflicht nimmt, wenn sie in Anlehnung an Guardini vom „Erwachen der Welt in den Seelen“ (376) schreibt und eine „Versöhnung von Weltfrömmigkeit und Weltabkehr“ (377) kommen sieht. Manches an ihrem Sprachstil mag antiquiert wirken, doch wer genau hinschaut, kann nicht übersehen: „In einer sich wandelnden Welt empfiehlt Görres den Christen dabei Nüchternheit und die Gabe der Unterscheidung, damit die Saat aufgehen kann“ (381).

Görres scheint in vielem „moderner“ zu sein als so manches, was sich in unseren Tagen derart apostrophiert. Der Titel des Buches könnte sich somit als prophetisch erweisen: daß auch für dieses Werk, dessen „überfällige Relecture“ Michael Kleinert mit Berufung auf Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz einzuleiten bemüht ist, noch einmal eine Zeit kommt. „Was mich in der ganzen Nazizeit am meisten innerlich über Wasser gehalten hat“, so Görres in einem Brief an den Benediktiner Paulus Gordan, „war nicht thematisch Frommes, sondern das *Gärtnerbuch* von Michael Capek – mit seinem ganz nüchternem Kapitel darüber, daß *alles*, was im März-April blüht, bereits *im Oktober* unterirdisch in den Knollen und Wurzeln steckt. Ich bin *überzeugt*, daß auch um uns schon solche erfreulichen noch verborgenen Gestalten ‚unter der Erde‘ stecken. Gott sieht sie schon. Manche schlafen vermutlich, manche krawal-

lieren – aber DA sind sie sicher. Ob ich's erlebe, ist ja egal" (387).

Andreas R. Batlogg SJ

WINTER, Elisabeth Thérèse: *Weltliebe in gespannter Existenz*. Grundbegriffe einer säkularen Spiritualität im Leben und Werk von Simone Weil (1909–1943). Würzburg: Echter 2004. 193 S. (Studien zur systematischen und spirituellen Theologie. 40.) 193 S. Br. 25,-.

Ausgangspunkt für das Buch von Elisabeth Thérèse Winter ist ihre persönliche Suche als Ordensfrau und Dominikanerin nach einer zeitgemäßen Spiritualität, die authentisch gelebtes Christentum heute möglich macht. Von dieser Suche bestimmt sei auch die „lebendige Sehnsucht nach Diesseitigkeit und ‚Weltlichkeit‘ des Glaubens“ (21) vieler Frauen und Männer des 20. Jahrhunderts. In unserer sich radikal verändernden Welt werde die „gängige Unterscheidung des Lebens in den Bereich des Sakralen und des Profanen, des Heiligen und des Weltlichen als nicht mehr hilfreich und richtig empfunden“ (ebd.). In einer Rückbesinnung auf alt- und neutestamentliches Geistverständnis zeigt die Autorin auf, daß Geistbesitz schon immer über die persönliche Geisterfahrung hinaus als „Gabe und Geschenk“ und zugleich auch als „Verpflichtung und Verheißung“ (9) angesehen wurde. Im biblischen Sinn vom Geist Gottes ergriffen zu sein, führt mitten in die Gemeinschaft der Menschen und damit mitten in die heutige Welt.

Die jüdische Philosophin Simone Weil begab sich bewußt mitten in die damalige Welt und fand in diesem Weltbezug Spuren, die „Erde und Himmel eröffnen“ (24). Winter beschäftigt sich intensiv mit diesem Weltverständnis und der daraus erwachsenen Spiritualität. Sie legt in ihrem Buch eine vorsichtige Interpretation der vorliegenden

Weil-Biographien vor. Dabei geht sie auf die Ambivalenz von Weils Wirklichkeitsnähe und gleichzeitiger Realitätsferne ein, beurteilt behutsam die immer wieder auftretende Selbstüberschätzung und Überforderung Weils in ihrem Leben und Handeln und nimmt Stellung zur umstrittenen Frage ihrer Taufe. Winter will diese „säkulare Spiritualität“ für die „Kirche unserer Zeit“ fruchtbar machen.

Zeit ihres Lebens hatte Simone Weil das große Bedürfnis, die Alltagswirklichkeit der Menschen kennenzulernen und zu leben. Bis an die Grenzen ihrer körperlichen und psychischen Belastbarkeit suchte sie über ihre Lehrtätigkeit hinaus den Kontakt mit dem wirklichen Leben als Fabrik- und Erntearbeiterin, im Spanischen Bürgerkrieg und in der französischen Widerstandsbewegung. Ihre Spiritualität nährte sich aus dieser Erfahrung. Sie geriet in eine bedrohliche Spannung zwischen erstrebenswertem Idealverhalten und Selbstüberschätzung einerseits und der notwendigen Anerkennung von Begrenztheit und existentieller Verwiesenheit. Sie kam in enge Berührung mit dem katholischen Glauben, ließ sich hineinnehmen in ein mystisches Begreifen der Gegenwart Christi, bewahrte aber bis zum Ende ihres Lebens Distanz zur Kirche. Radikale Weltliebe, die von der Liebe Gottes gehalten, jedoch nicht instrumentalisiert wird, stand hinter ihrem Tun.

So redet Weil vom Paradox der „anwesenden Abwesenheit“ Gottes: Die Liebe Gottes zu seiner Schöpfung erweist sich nicht in Allmacht, nicht darin, daß er die Welt beherrscht, sondern in Ohnmacht. Gott hat sich von der Welt und den Menschen zurückgezogen, trotzdem haben wir eine Ahnung von ihm, die uns nach ihm suchen läßt. „Der Kontakt mit Gott ist uns durch das Gefühl der Abwesenheit gegeben“ (76), während uns der Kontakt mit der Welt und den Menschen durch das Gefühl